Aus hohen Kreisen.

Was John Ritsch Esq. in den deutschländischen Zeitungen am besten gefällt und er zur Nachahmung empfiehlt.

Mister Editer!

Was Ich ze lese gleich, des es in der Steil, wie die Nuhspäpers im alte Land geschriewwe sein. Ich mein jetzt nit die Ardiggels üwwer die höhere Ballidix, denn da is weiter nit viel derbei. Wann Einer de Trick da dervo erst los hat, da kann diese Jeder schreibe. Die Hauptkunst da derbei is, die Sätz so zu vertwisse un ausländische Fremdwörter enei ze mixe, daß, je öfter man es lest, wo weniger mer weiß, was der Mann eigentlich hot sage wolle un biseits muß der Mann, wo so en Ardiggel schreibt, dem Leser die Impreschen gewwe, daß des Schicksal vun Juropp un sämmtliche Kontinents vun dem Ardiggel abhänot oder vielmehr dernach eigericht werd.

Awwer, wie gesagt, die Ardiggel sein es nit, wo Ich ze lese gleich, sonnern vielmehr de Korrespandens aus Hoftreise, wo es drein gesagt werd, was der Imperer oder der King oder ergend e Quien oder e Prinz for schmarte Leit sein un was sie for witzige Rimarks gemacht hawwe un Exemples vun ihrer Leutseligkeit un so Sache. Mister Editer, da drein sein Ihne die Kollege drüwwe üwwer un biete Ihne in Stücke. Wann for Instenz erzählt werden, wie e Bonmot vum Imperer die größte Heiterkeit erregt, indem er nämlich zu eme Minister, den er gefragt hot, was es Neues gewwe thät, worauf die Excellenz gesagt hot: „Unterthänigst zu vermelde, gar nix" in der leutseligste Weis gesagt hot: „Des is nit viel, mei lieber Sounso", wodruff alle, wo der Vorzug gehatt hawwe, diesen kaiserlichen Witz mit anzehörn, in minutenlanges schallendes Gelächter ausgebroche sein un der Imperer sich feinelli gar nimmer annerscht hot helfe könne, als selwer huldvollst üwwer sein eigene Witz ze lache.

Oder, e anneres Mal werd erzählt, daß der Imperer verstehn thät, dorch Rimarks vun ungeheurer Zutreffendheit, wo vun tiefem Nachdenke Zeugniß abgewwe, sei Umgebung ze schurpreise. For Instenz hätt er neulich uff der Jagd gesagt: „Es muß wohl bald um erer Uhres fiefe crum sei", worauf sei Begleiter gesagt hot, es wär erst 4 Uhr. Da hot dann der Imperer mit einer Schlagfertigkeit, wo Alle, wo de denkwördige Ausspruch zu hörn so glücklich war'n, nach ganz korzem Nachdenken gesagt: „Was, vier Uhr is es erst? Ja, ja, wie die Zeit vergeht!" Diese ernste Aeußerung des Imperers hot in die weiteste Kreise Abfsehn erregt, weil sie beweist, wie er bei jeder Gelegenheit uff das Wohl vun seim Land un seine Unterthan: bedacht is un auch über die ernstere Seite des Lebens e scharfe un klare Auffassung hot.

Während is es aach ze lese, wann die Herzensgüte un Milde vun eme Monarch beschriwwe werd. Wie for Instenz der gütige Monarch zufällig vorbei gekimme is, wie Rekrute uff'm Exerzierplatz Freiübunge gemacht hawwe, un gesagt hot: „Die Leut scheine müd ze sei. Loße Sie sie emol e Stund lang Freiübungen mit zwei Gewehr mache, dann wern ihne die Freiübunge ohne Gewehr nachher viel leichter vorkimme." Der dorch diese gütigen Worte ausgezeichnete Unteroffizier werd gewiß später noch oft seine Kinner diese schöne Red als ein Beweis der Herzensgüte un väterliche Fürsorg des edle Herrschers verzähle un seine Kinner werde es weiter berichte an ihre Kinner un Kindeskinner.

Des bringt Mich übrigens uff die Idie, Mister Editer, daß die Art vun Riporting hier mit Vortheil engeführt wern könnt. Wann mer for Instenz so e Kalum oder zwei oder drei de Tag bringe thät: „Aeußerunge aus prominentem Mund" oder „Prominente Geistesblitz" oder so was Aehnliches, Ich denk, des müßt sehr interesting Riedingmätter sei. Dann es geht doch manche geistreiche Rimark, wo e Prominenter beim Frühschoppe oder sunscht wo macht, verlorn. Un es is emol ganz schur, daß die meiste vun unsere Prominente, wenigstens manchmal, wann sie grad dernach uffgelegt sein, grad so herablassend un leutselig sein könne, wann sie wolle, wie einiger Prinz oder King oder Imperer.

Grad wie zum Beispiel for Instenz Ich. Ich mische Mich beinahe den Tag unner des gewöhnliche Volk un verkehr (hauptsächlich am Rentiag) sogar mit die Tenants vun meine Tenementhäuser in der herablassenste Weis, des heißt außer in Rigard vun der Rent, da loß Ich nix dervo herab) un mit erer gewisse Leutseligkeit un es kimmt nie was dervo in's Papier. Un was Bonmots un Witz abelangt, da sein Ich gar nit drein ze biete. Un dann könnte Sie als emol aach als en Prub derfor, daß die Prominente die gemüthlichste un nettste Leit vun der Welt sein, was verzähle vun die praktikell Jokes, wo Wir Prominente manchmal an enanner spiele und so zeterä.

Hoffentlich wern Sie de Hint, den Ich Ihne im Vorstehende gegewwe hen, nemme.

In diesem Sinne sein Ich einstweile so lang

Mit Rigards
Yours
John Ritsch Esq.

Eine englische Ansicht über deutsche Vergnügungen.

Der „Times"-Korrespondent, dessen Schilderungen des industriellen Deutschlands mehrfach in der Presse Widerhall gefunden haben, bringt in der neuesten Nummer der „Times" eine Schilderung der Vergnügungen der deutschen Arbeiterbevölkerung. Seiner Ansicht nach hat die deutsche Arbeiterbevölkerung verhältnißmäßig wenig Vergnügungen, und zwar nur an Sonntagen. Es fällt dem Engländer auf, daß trotz der wachsenden Neigung der Deutschen zum Sportspiel der deutsche Arbeiter weder zu Fußballspielen noch zu Kricketspielen geht. Er schildert einen Fußball-Match in der Nähe von Düsseldorf. Dieser Match habe im Ganzen 65 Zuschauer angelockt, die vollständig gleichgültig dem Spiel zugeschaut hätten, bei dem in England sich 10,000 bis 20,000 Menschen vor Aufregung heiser geschrieen haben würden. Dafür hätten aber in Deutschland, im Gegensatz zur englischen Sitte, die Spieler selbst möglichst viel Geschrei gemacht. Der Engländer fährt fort: „Das Nationalspiel der Deutschen ist das Kegelspiel. Es wird in Wirthshäusern gespielt, aber nie oder doch selten von Arbeitern. Die Arbeiter spielen wohl einmal Karten, aber auch nicht viel. Kurz, man kann die Spiele als unbeträchtlich aus dem industriellen Leben der Deutschen streichen. Theater und Variete-Theater zählen viel, aber nicht annähernd so veil wie in England und in Amerika. Es sind ihrer weniger vorhanden im Verhältniß zur Bevölkerung und sie werden von Arbeitern nur in beschränkter Zahl und nur Sonnabends und Sonntags besucht. Sonntag ist der große Tag. Dann sind stets zwei Vorstellungen und manchmal auch noch eine Mittagsvorstellung um 12 Uhr. Die Arbeiter gehen meistens in die kleinen billigen Musikhallen, deren Aufführungen ganz genau denen der englischen Variete-Theater gleichen. Unter den Aufführungen befinden sich oft Engländer. Ich habe auf diesen Bühnen in Deutschland einige sehr witzige, aber auch einige unerhört anstößige Aufführungen gesehen. Einige der neuen Musikhallen sind großartig und bedeutend geräumiger und komfortabler als irgend etwas ihrer Art in England oder Amerika. (Der Berichterstatter erwähnt als besonders großartig das Düsseldorfer Variete-Theater.)" — Es fällt dem Engländer auf, daß deutsche Städte von der Größe München-Gladbachs in der Regel kein stehendes Theater besitzen, während in englischen Fabrikstädten von 20,000 bis 30,000 Einwohnern die Arbeiterbevölkerung ein solches Interesse für Theater an den Tag legt, daß ein stehendes Theater bestehen kann. Er ist der Ansicht, daß der deutsche junge Arbeiter gelernt habe, mit seinem Gelde etwas Besseres zu thun, als sich auf den Gallerien der Tingel-Tangel herumzudrängen und Cigaretten zu rauchen. Das Hauptvergnügen ist nach Ansicht des englischen Berichterstatters für die deutschen Arbeiter das Tanzen und im Sommer das Sitzen in den Parks, wo den Musikkapellen gelauscht wird. Er schreibt: „Ich habe einige dieser Tanzsäle besucht und fand eine große Halle, die mit einem Wirthshaus zusammenhing. Eine Anzahl junger Leute tanzte, während andere an den Tischen saßen und Bier tranken. Es ging außerordentlich sittsam zu und es war nicht im Geringsten aufregend."

Der lange Salm.

Man sagt von einem weitläufig sprechenden Menschen, „der macht immer einen so langen Salm." Wie E. Friedel in der „Brandenburgia" mittheilt, hat diese vielgebrauchte Redensart mit dem Fisch „Salm" nichts zu thun. „Mir scheint — schreibt er — der Ausdruck mit dem längsten Psalm Psalm 119, der 176 Verse zählt, zusammenzuhängen. Mein 1851 verstorbener Vater, Dr. Karl Friedel, der in Schulpforta das Gymnasium besuchte, erzählte mir, man habe dort und in der Schule St. Afra in Meißen die Gymnasiasten zur Strafe den 119. Psalm auswendig lernen lassen." Der „lange Salm" ist also korrumpirt aus „der lange Psalm".

Protest.

„Den Laubfrosch dürfen Sie nicht pfänden! . . . Ohne ihn könnte ich meinen Beruf nicht ausüben . . . ich bin Wetterprophet!"

Abgedämpft.

A.: „Ich bin doch wahrlich nicht gerade auf den Kopf gefallen." — B.: „Aber sehr viel Kopf auch nicht auf Sie.

Feurige Kohlen.

Skizze aus der Großstadt. Von B. Herwi.

Der Mann mit dem rothblonden Stoppelbart und der dunkelblauen Blouse arbeitet unverdrossen an dem Asphaltpflaster.

Ein Gehülfe schürte das Feuer und gab Acht, daß die Mischung gut kochte.

Der Rothe goß und walzte darüber und glättete.

Feierabend!! Er athmete schwer. Ja, früher, wie das da schön gewesen war, wenn die Frau, seine Marie, mit dem Rocke auf ihn wartete, wie das kleine Lottchen durchaus immer Vaters Blouse nach Hause tragen wollte, wie sie dann heim gingen, heim, wo Ruhe und Erholung war nach des Tages Arbeit. Wie eine Vision stieg es vor ihm auf: Das kleine, saubere Stübchen neben der Küche, das große, weißverhangene Bett, daneben des Kindes Lager, die dampfenden Kartoffeln noch, wie oft hatte er daran gedacht, in den traurigen Wochen, in denen er in einsamer Haft gelebt hatte, in denen die ehrliche, heiße Reue ihn bezwungen. Da war ihm die Besinnung zurückgekehrt, wie er sein stilles Glück vergeudet, wie er sich hinreißen lassen konnte, seine sanfte Frau, seine Marie, in sinnloser Trunkenheit zu mißhandeln.

Er erhob sich und ging zum Kessel, um noch eine letzte Schaufel der feurigen Flüssigkeit zu holen . . .

Jetzt hatten sich Kinder neugierig an der Stelle versammelt.

Der Arbeiter stand am Kessel und nahm noch eine tüchtige Schaufel heraus.

„Vater!" gellte es da aus dem Knäuel der Kinder. Eins stürzte vor, ein kleines, blondes Mädchen war's.

„Vater!" rief es noch einmal. Der Mann wendete sich erschreckt bei dem Klange der kindlichen Stimme, — er sieht das zärtliche Geschöpfchen mit den vorgestreckten Armen.

„Lotte!" ruft er, „du, meine kleine Lotte!"

Schon ist sie bei ihm, will an ihm hinaufklettern, der Gefahr nicht achtend, die er da in seinen Händen trägt, mit der Linken wehrt er Lottchen heftig ab, heftig drohend. Aber unvorsichtig, machte er eine hastige Bewegung, die glühende Masse in dem riesigen Löffel ergießt sich wie die schwarze Lava über seinen Arm, die Hand . . . ein furchtbarer Schmerzensschrei vermischt sich mit dem Jammerrufe des Kindes.

So liegt der starke Mann auf der Erde, wimmernd . . . hilflos. Schluchzend kniet das kleine Mädchen neben ihm und starrt auf die unglückselige, verbrannte Hand.

Der Doktor kommt und fragt, ob er in die Unfall-Station möchte, oder in ein Krankenhaus.

„Ich will die Mutter rufen!" ruft Lotte, „da drüben wohnen wir ja. Mutter plättet."

„Sie soll nicht erschreckt werden," sagt der Mann, „nicht hier, nicht auf der Straße. Komm, Lottchen, führe mich zu ihr."

Der Arzt und der Gehülfe stützten ihn, langsam geht er vorwärts, das Kind zeigt ihnen den Weg.

Die Frau hat vom frühen Morgen an fleißig geplättet, rastlos, unverdrossen.

Heute mußte noch zum morgigen Feiertag ein gut Theil fertig gestellt werden. Immer höher wurden die Stöße, aber auch immer hießer ward es in dem kleinen Zimmer, die Luft wurde immer dumpfer vom Plätti-Geruch.

Frau Marie hielt einen Augenblick inne und öffnete das Fenster. Balsamische Luft zog von dem kleinen Resedabeet herein; gerade läuteten die Kirchenglocken von drüben bim bim bam, bim bim bam.

Die Hände falteten sich einen Augenblick, ein schwerer Seufzer hallte durch das Gemach.

„Mutter! Mutter!" hörte sie da ihr Lottchen rufen, so ängstlich klang die Kinderstimme.

„Gott im Himmel, da ist etwas geschehen!"

Schnell eilte sie ihr entgegen, riß die Thüre auf und zog das bebende Kind herein.

„Der Vater, er kommt! Aber du sollst nicht erschrecken! Das Feuer in dem großen Kessel, und da hat er sich verbrannt, und siehst du, Mutter, da ist er schon!"

Es kamen die schweren Tritte die Treppe herauf, langsam, wuchtig und dann doch wieder vorsichtig leise, und da stand er denn plötzlich auf der Schwelle, gebeugt vor Schmerz und Gram.

„Ich habe es bis jetzt nicht gewagt, dich zu suchen, Marie, nun war das Schicksal mächtiger als ich. Ich habe Unglück gehabt. Unser Lottchen führte uns hierher, nimmst du mich auf?"

Stockend hatte er's vorgebracht. Sie hörte es nur wie im Traum, schon hatte der sorgsame Arzt ihn auf einen Stuhl niedergesetzt.

Sie empfing ihn voll Erbarmen und legte den Kopf an ihre Brust. „Du Armer!" sagte sie einfach. Dann wendete sie sich hastig fort, riß die Decke vom Bette herab und machte das Lager zurecht für den Kranken.

Darauf küßte sie das Kind und schickte es zur Nachbarin.

Normann benahm sich wie ein Held; mit zusammengebissenen Zähnen und schmerzlich verzogenem Mund saß er da und rührte sich nicht. Die Augen nur verfolgten die junge Frau, welche dem Arzt geschickt half. Sie flüsterte ihm in's Ohr: „Halt aus, Wilhelm, halt aus! Und thut es noch sehr weh?"

Er schüttelte den Kopf . . . „Da . . . die Hand jetzt gar nicht mehr," sagte er, „aber hier, hier inwendig" — er pochte mit dem gesunden Finger auf die Brust, „da rumort's schrecklich herum. Daß du noch so gut zu mir sein kannst, Marie, das verdien' ich nicht; aber . . ." nun brach es mit heftigem Schluchzen hervor, daß der Oberkörper erbebte, „ich will's wieder gut machen, so wahr mir Gott gnädig sein soll . . ."

Sie rührte sich nicht von seinem Bett, beruhigte ihn und erquickte ihn, und er ließ es sich gefallen, wie ein krankes, müdes Kind.

Dann kam ein tiefer, beruhigender Schlaf.

Frau Marie nahm die so jäh unterbrochene Arbeit wieder auf.

Die Eisen mußten wohl sehr glühend gewesen sein, sie zischten plötzlich, als wenn Tropfen darauf gefallen waren, schwere Thränentropfen, auch heiß und glühend, aber doch Versöhnung bringend und neue Hoffnung.

Nun war es ganz dunkel in dem kleinen Zimmer; aber in ihrem Herzen war's hell — vielleicht kam doch noch einmal ein Feiertag! — Vielleicht!

Wie man eine junge Dame vor 200 Jahren nach Hause geleitete.

das kann man aus einem kuriosen Buch erfahren, welches Anno 1662 der Hamburger Notar Albertus Sommer unter dem verlockenden Titel herausgab: „Der deutsche Anführer zu anmuthigen und zierlichen Konversationsgesprächen." — Wir geben daraus zu Nutz und Frommen unserer weiblichen Leserschaft folgende „Anleitung zum Gespräch beim Nachhausegeleiten einer jungen Dame" hier wieder. Herr: „Tugendsame Jungfrau, ich habe große Ursache, mich nunmehr für glückselig zu schätzen, und mich zu erfreuen, daß heutigen Tages mein Glückstern erst recht aufgegangen, zumal ich nicht allein gewürdigt worden, in Gesellschaft so freundlicher und anmuthiger Jungfrauen mit gegenwärtig zu sein, sondern auch noch überdem die Ehre genieße, eine so tugendhafte Jungfrau nach Hause zu begleiten." — Dame: „Monsieur, ich halte dafür, daß sich die Jungfrauen für glücklich zu schätzen haben, weil sie die Ehre gehabt, von so höflichen und bescheidenen Gesellen bedient zu sein. Insonderheit befinde ich mich demselben verpflichtet, daß er die große Mühe auf sich nehmen will, mir bis zu meiner Eltern Hause Gesellschaft zu leisten." — Herr: „Tugendsame Jungfrau, ich bitte vielmehr um Verzeihung, daß ich die Kühnheit fassen durfte, Ihr beim Heimgehen einen Gefährten zu geben. Ihre liebreiche und herzrührende Gespräche wohlanständige Geberden und angenehme Leutseligkeit haben mich dazu verursacht, also daß ich nicht umhin gekonnt, Ihr noch ferneres aufzuwarten, damit ich Rede und Antwort geben möge, daß Sie sicher und wohl wieder zu Hause komme." — Dame: „Monsieur, Seine höflichen Bezeigungen verpflichten mich zu dankbarer Wiedervergeltung; derowegen ich solche gegen jedermänniglich will zu rühmen wissen, bis ich Gelegenheit ersehe, ihm hinwiederum einige behäbige Ehrendienste zu erweisen . . . ." Man braucht nur einen flüchtigen Blick in unsere heutigen Komplimentirbüchler zu werfen, um zu erkennen, welche ungeheuren Fortschritte die Welt in der Kunst, anmuthige und zierliche Gespräche zu führen, seit dem seligen Albertus Sommer gemacht hat. Oder sollte nicht schon damals die Art des mündlichen Verkehrs zwischen jungen Leuten sich etwas minder langweilig und umständlich gestaltet haben? Den jungen Damen vom Jahre 1662 wird es jedenfalls nur angenehm gewesen sein, wenn ihre Kavaliere sich beim Nachhausegeleiten nicht allzu streng an die Vorschriften des wackeren Hamburger Notars hielten. Denn: wieviel Meilen hätten die Leutchen unter so tugendsamen Gesprächen zurücklegen müssen, bis sie zu einer regelrechten Liebeserklärung oder erst gar zu einem Kusse den Muth fanden?!

Eine Brahms-Anekdote.

In „The Musical Times" wird erzählt, wie Brahms einmal im Hause einer Koblenzer Firma als Gast weilte. Der Hausherr war auf seinen hervorragenden Weinkeller mit Recht stolz. Nach dem Abendessen sagte er zu Brahms: „So, jetzt gehe ich in den Keller noch etwas Extrafeines holen." Und er brachte eine Flasche, die er mit den Worten auf den Tisch stellte: „Das ist unter meinen Weinen, was der Brahms unter den Komponisten," worauf Meister Johannes nichts antwortete, als: „Haben Sie keinen „Bach" im Keller?"

Kein Vertrauen mehr.

Therese: „Ja, sage 'mal, Elli, warum hast Du denn Deinen Arzt gewechselt?" Warst Du mit ihm nicht mehr zufrieden?" — Junge Wittwe: „Nein, absolut gar nicht! Seitdem er verheirathet ist, habe ich alles Vertrauen zu ihm verloren."

Immer derselbe.

Gast: „Seit vierzehn Tagen sehe ich den Herrn Professor jeden Abend stundenlang im Beschwerdebuch schreiben." — Oberkellner: „Er wollte eine Beschwerde schreiben, es wurde aber eine historische Abhandlung über deutsche Gasthöfe daraus."

Was ein Londoner N bel kostet?

Es wird im Allgemeinen angenommen, daß man sich zwischen November und Februar in London auf Nebel gefaßt machen muß. In Wirklichkeit aber haben sie sich in den letzten Jahren fast regelmäßig schon im Oktober eingestellt, und in diesem Jahre gab sogar schon der September einige garstige Proben davon ab. Auch der Nebel hat natürlich seine Klassenunterschiede. Zwar giebt es keinen Nebel, der nicht unangenehm empfunden würde und nicht schädlich auf den menschlichen Organismus einwirkte, aber es giebt eben böse Nebel und noch bösere. Zu den ersteren gehören die schwarzen und zu den letzteren die gelben Nebel. Neulinge vom Kontinent sehnen sich manchmal danach, den gefürchteten gelben Nebel kennen zu lernen, aber wenn sie ihn einmal gekostet haben, dann gelüstet es sie nie nach einer Wiederholung des Genusses. Der Nebel ist aber nicht nur ein garstiger, sondern auch ein sehr kostspieliger Geselle. Ganz besonders ist er das für die Eisenbahnen. Um die Anwesenheit dieses ungebetenen Gastes von Station zu Station zu verkünden, werden auf die Schienen Knallsignale gelegt; das sind kleine runde Metallkapseln mit Schießpulver und Zündhütchen gefüllt, die mit Bleiklammern an die Schienen befestigt werden, und wenn der Zug darüber geht, erfolgt der Knall. Wenn die Nebelstrecke lang ist, so ist das fortwährende Knallen für die Passagiere eine unangenehme Zugabe zu allen sonstigen Reise-Unannehmlichkeiten. Für den Zugführer bedeutet das Signal „Achtung" und „Vorsicht", für die Eisenbahngesellschaften aber eine große Ausgabe, denn jede Petarde stellt einen Werth von ungefähr 10 Pfg. dar, und eine sehr große Anzahl kommt allwinterlich zum Verbrauch. Dazu treten dann noch die Extralöhne für Ueberzeit und Hülfsarbeiter. Aber nicht nur die Eisenbahnen haben besondere Ausgaben, wenn dichter Nebel herrscht. In jedem Hause hat man künstliches Licht zu unterhalten, und alle Straßen müssen Tags über erleuchtet sein wie am Abend, so daß neben den Fabrikanten der Knallsignale auch die Beleuchtungs-Gesellschaften gute Geschäfte dabei machen. Im Ganzen werden die Kosten eines Londoner Nebels von etwa achtstündiger Dauer auf etwa 75,000 Pfd. St. (1½ Millionen Mark) oder darüber geschätzt. Gewiß recht stattliche Unterhaltungskosten für einen ungebetenen Gast.

Heitere Erinnerungen an Kaiser Friedrich.

Es war im März des Jahres 1884, Kaiser Friedrich war damals noch Kronprinz. Er war zur Schlußvorstellung der Zöglinge der königlichen Turnlehrer-Bildungs-Anstalt erschienen. Alle hatten im großen Turnsaale in einer Stirnreihe nach der Größe Aufstellung genommen. Der Kronprinz trat an den rechten Flügelmann heran und schritt die ganze Front ab. Jeder mußte ihm Namen, Stand und Herkunft sagen. Für jeden hatte er dann irgend ein freundliches Wort oder eine Frage. Einer war aus Ostrowo in Posen. „Können Sie polnisch?" fragte ihn der Kronprinz. „Jawohl, kaiserliche Hoheit," war dessen Antwort. „Dann können Sie mehr als ich," war dessen Antwort.

Einer der Zöglinge, ein Theologe, hatte eine Stellung in der Gegend des Kyffhäusers erhalten. „Können Sie mir wohl sagen, woher die Sage vom Kyffhäuser stammt?" fragte ihn der Kronprinz. Als dieser ihm keine genügende Antwort ertheilen konnte, wandte der Kronprinz sich an die Nebenstehenden. Ueberall Schweigen. „Ich weiß es auch nicht," sagte er dann freundlich.

Mein rechter Nebenmann, ein Bremer, hatte eine auffallend blasse Gesichtsfarbe. Nachdem er sich vorgestellt hatte, drohte der Kronprinz ihm schelmisch mit dem Zeigefinger. Er glaubte vielleicht, das Berliner Leben habe es dem Herrn angethan. Als ich ihm Geestendorf als den Ort meiner Herkunft bezeichnete, fragte er mich: „Wo liegt denn Geestendorf?" Ich erwiderte, daß es unmittelbar mit Geestemünde zusammenhänge. „Ganz recht," stimmte nun der Kronprinz ein, und indem er mir auf meine linke Schulter klopfte, sprach er: „Sagen Sie keinem, daß ich danach gefragt habe."

Weiblich.

Er: „Warum läßt Du Dir denn Deine Straßenkleider immer gar so lang machen?" — Sie: „Na, was sollte ich denn sonst in der einen Hand tragen?"

Appell.

Richter: „Wie kamen Sie dazu, den Kläger ein Kameel zu nennen?" — Beklagter: „Ja, Herr Richter . . . schau'n Se 'n doch 'mal an . . .?"

Im Panoptikum.

Der Mann ohne Beine macht der Dame ohne Arme folgenden Heirathsantrag: „Mein Fräulein, möchten Sie Ihre Hand einem Manne reichen, der für Sie bis an's Ende der Welt gehen würde?"

Ein guter Kerl.

Meister (zu einem fechtenden Handwerksburschen): „Arbeit wollen Sie? Ich hab' selber nix zu thun." — „Ach, dann könnten Sie mir ja meine zwei Paar Stiefel besohlen!"

Das Kartenspiel des Lebens.

Der Zufall mischt das Kartenspiel
Am Lebenstisch;
Da reicht er wenig, dort gar viel
Vom bunten Wisch.

Vernünftle nicht, ob's gut genug,
Und schick' Dich d'rein,
Ein kluger Kopf ist viel zu klug,
Um — klug zu sein.

Intolerant.

Lehmann (in der Zeitung lesend, zu seiner Frau): „Nu hör' mal, Alte, hier steht, daß een Jraf immer sieben Zacken in die Krone hat, und mir willste et veribeln, wenn ick alle Sonnabend eenen enzijen mit nach Hause bringe."

Werthvolle Stimme.

„Bezahlen sich denn die theuren Gesangsstunden, die sie Ihrer Tochter geben lassen?" — O, ja, soeben habe ich des Nachbars Haus um dreitausend Dollars gekauft, noch vor einem Monat wollte er achttausend Dollars dafür haben."

Schreckliche Vorstellung.

Frau: „Ein häßliches Uebel, daß unsere Tochter immer im Schlafe spricht!" — Mann: „Ach, das ist doch nicht gefährlich; denke nur, wenn sie erst im Schlafe singen würde?"

Autlerlatein.

Sonntagsjäger: „Neulich fuhr ich per Automobil zur Jagd. Geschossen habe ich ja nichts, aber mit der Maschine habe ich einen Hasen überfahren; dabei ist der Benzinbehälter explodirt, und der Hase wurde gleich gebraten."

Bitter.

„Denke Dir, George, aus Versehen habe ich den Kindern den Hundekuchen gereicht und dem Hunde den Rest der Torte, die ich ja selbst zubereitet habe. Ich bitte Dich, laufe schnell zum Doktor!" — „Beruhige Dich, Schatz, ich werde lieber den Thierarzt rufen!"

Viel verlangt.

Der kleinen Erna fällt das Butterbrot auf die Erde, natürlich mit der gestrichenen Seite nach unten; weinend läuft das Kind zur Mama. Erzürnt wendet sich die Hausfrau an die Köchin: Ich muß Sie schon bitten, daß Sie dem Kinde das Butterbrot nicht immer auf der verkehrten Seite streichen!"

Die Unschuld.

„Also, Frau Huber, ich sag' es Ihnen heute noch einmal, das, was Sie gestern von mir hörten, darf unter keinen Umständen unter die Leute kommen." — „Von mir aus nicht, Frau Schulze, wenn es nicht die Werlein, der ich es eben weiter erzählte, ausplauscht."

Frech.

Richter: „Sind Sie schuldig oder nichtschuldig?" — Angeklagter: „Ja, warum sind Sie denn da, wenn Sie das nicht 'rausfinden?"

Widerspruch.

Hofrath: „Wie war das Befinden des Herzogs in der Nacht?" — Kammerdiener: „Hoheit geruhten keine Ruhe zu finden."

Schön gesagt.

„Was haben Sie denn gestern Nachmittag gemacht, Herr Wamperl?" — „Nix hab' ich gemacht und Rothspohn dazu getrunken."

Angewandter Fachausdruck.

„Im Sanatorium haben Sie sich ganz des Alkohols enthalten müssen, Herr Kapitän?" — „Freilich — 's war das reinste Trockendock!"

Verzweifelte Bitte.

Frau eines Dichters (zum Redakteur): „Ich bitte Sie, Herr Redakteur, thun Sie mir doch den Gefallen und nehmen Sie meinem Manne mal ein Gedicht ab, es ist nicht mehr auszuhalten mit ihm!"

Kindermund.

Mama: „Aber, Ella, warum hast Du denn Karlchen gesagt, Du wolltest nicht seine kleine Braut sein?" — Ella (5 Jahre alt): „Weil er's erst gesagt hat, als er die Tafel Schokolade bei mir gesehen hat."

Nur Vorsicht.

Neuer Kellner: "Ich kann bei Ihnen nur eintreten, wenn Sie einen Fahrstuhl haben!" — Hotelier: „Weshalb?" — Kellner: „Damit die Gäste mich mit den Rechnungen nicht die Treppe hinunterwerfen können."

In der Leihbibliothek.

Dienstmädchen: „Aber diesmal möchte ich endlich das rechte Buch haben." — Kommis: „Sie haben jedesmal das rechte Buch bekommen." — Dienstmädchen: „Unsinn! Ich habe es ja jedesmal umtauschen müssen."

Der Sohn seines Vaters.

Amtsrichter (mit dem Stocke in der Hand): „Nun komme her, Du sollst Deine Strafe haben." — Söhnchen: „Ich möchte nur wissen, nach welchem Paragraphen des Gesetzbuches."

Da hat er's!

Herr (von der Reise kommend): „Ah, Sie sind Frau Maier? . . . Ich bin ein Jugendfreund Ihres Herrn Gemahls . . . Hat er Ihnen nichts von meiner Ankunft gesagt?" — Frau: „Mein Mann hat hier überhaupt nichts zu sagen!"